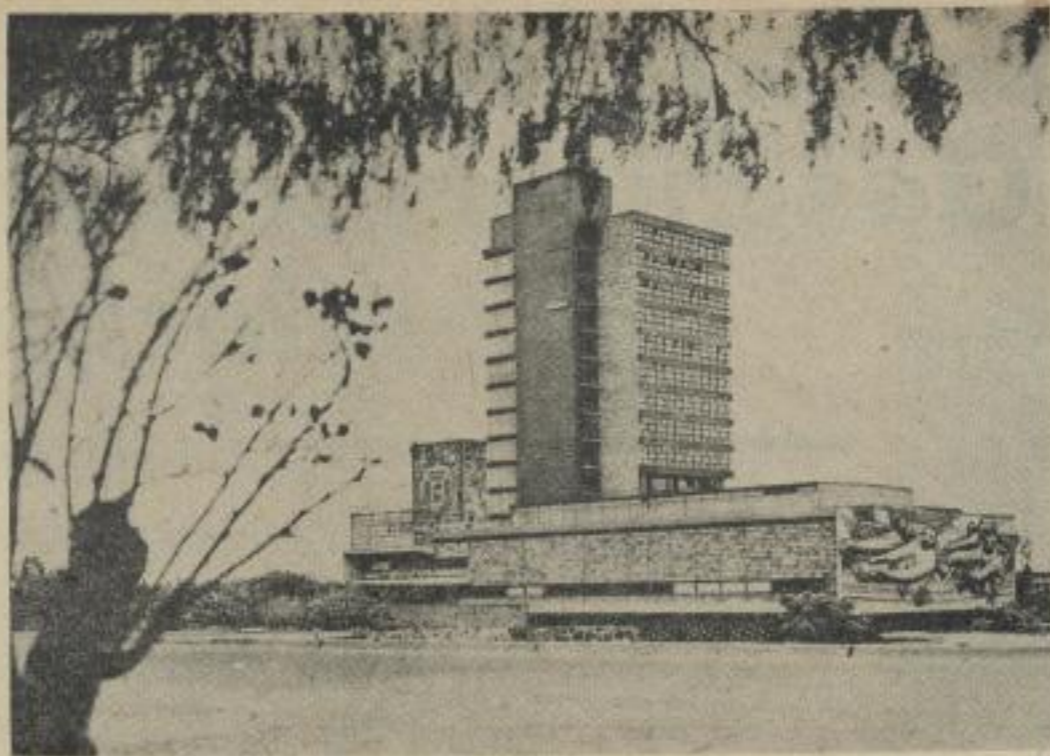


Zunächst vielleicht ein Vergleich: Sie, Herr Professor Schnelle, kennen auch die Verhältnisse an den französischen Universitäten aus eigener Anschauung. Auch Frankreichs Studenten haben in den letzten Monaten von sich reden gemacht. Sehen Sie Zusammenhänge, gibt es Unterschiede?

Prof. Schnelle: Gemeinsam ist den studentischen Kämpfen in Frankreich, Lateinamerika und auch in anderen kapitalistischen Ländern, daß sie sich gegen Verhältnisse auflehnen, die aus dem reaktionären imperialistischen System resultieren. Über diese objektive Gemeinsamkeit hinaus gibt es bedeutende, ich möchte sagen prinzipielle Unterschiede, z. B. zwischen Frankreich und Lateinamerika.

Das entscheidende Problem in Frankreich ist wohl die völlig ungenügende Einbeziehung der Studenten in den Ge-

Professor Dr. Kurt Schnelle, Direktor des Romanischen Instituts, ist soeben von einem längeren Aufenthalt in Lateinamerika zurückgekehrt. Er hat den Beginn der schweren Auseinandersetzungen zwischen Studenten und Regierung in Mexiko direkt miterlebt, hat in Medollin (Kolumbien) eine „Begegnung der lateinamerikanischen Universitäten“ besuchen können und an einem Rundtischgespräch über „Die revolutionäre Universität“ teilgenommen.



MEXIKO

samtprozeß der gesellschaftlichen Entwicklung. Ein entscheidendes Problem für die Studenten besteht z. B. darin, daß sie nicht die geringste Übersicht über ihre Einsatzmöglichkeiten erhalten und haben – es gibt z. B. massenhafte Immatrikulationen in Mode-Fachrichtungen wie Psychologie, Soziologie, Existenzphilosophie, deren Absolventen nie eingesetzt werden können. Und niemand lenkt das, warnt, gibt auch nur Hinweise.

Daraus entsteht verbreitet Kritik an der Hochschule und an der Gesellschaft, die aber keine revolutionäre Kritik, sondern Rebellion ist. Es macht sich ein schwerer Frustrationskomplex bemerkbar, der direkt auf die verlorene gesellschaftliche Gesamtsituation verweist. Dementsprechend wurden auch zahlreiche Studenten mitgerissen, die keinerlei Einsicht in gesellschaftliche Vorgänge besaßen, so daß es der Regierung die Goulle verhältnismäßig leicht fiel, die Studentenbewegung weiter aufzusplitteln und einen echten Kontakt mit anderen gesellschaftlichen Kräften, besonders mit der französischen Arbeiterklasse, zu verhindern.

Die Situation an den lateinamerikanischen Universitäten, die ja – geschichtlich bedingt – eine ganz andere Struktur besitzen, unterscheidet sich davon erheblich. Wenn ich das einmal summarisch ausdrücken darf: Die lateinamerikanische Studentenbewegung ist insgesamt politisch profilierter. Ein Gegner ist jederzeit sichtbar und allen bewußt: der nordamerikanische Imperialismus und auch der westdeutsche, die sich ja nicht nur auf eine ökonomische Ausbeutung und Unterdrückung der lateinamerikanischen Länder orientieren, sondern sie zugleich geistig bevormunden, alle gesellschaftlichen Prozesse steuern wollen.

UZ: Läßt sich das z. B. an den mexikanischen Ereignissen belegen?

Prof. Schnelle: Sowohl am Ausgangspunkt, den Forderungen nach Autonomie der Universitäten – das heißt also in Lateinamerika Unabhängigkeit von der Regierungspolitik und dem damit verbundenen Einfluß des ausländischen Imperialismus – als auch an den Ergebnissen der studentischen Aktionen. Diese Ergebnisse lassen sich bis jetzt vielleicht so zusammenfassen: einmal eine ganz klare Stellungnahme breiter Kreise einschließlich der Hochschullehrer gegen die Unterdrückungsmaßnahmen der Regierung; zum anderen die Bestimmung auf die Beziehungen, die die Universität zu anderen gesellschaftlichen Kräften haben müßte.

Im Verlauf der studentischen Bewegung in Mexiko gab es zahlreiche Provokationen der Regierung, die den Studenten zur Last gelegt wurden und als Vorwand für außerordentlich brutale Militäraktionen gegen die Studen-

ohne die olympischen Ringe



CIUDAD UNIVERSITARIA – die Universitätsstadt in Mexiko. Unsere Bilder zeigen das Rektoratsgebäude der Nationaluniversität und Kunststudenten beim praktischen Zeichenunterricht auf ihrem Universitätsgelände.

ten dienen. So wurde ihnen vorgeworfen, die mexikanische Nationalflagge entehrt zu haben, konkret: auf dem Platz vor dem Regierungspalast die schwarze Fahne der Anarchisten gehißt zu haben. Diese Fahne ist dort gehißt worden, aber nicht von Studenten, soviel steht inzwischen fest. Doch das war Anlaß, regelrechte Massenerhörungen vorzunehmen, die Universitäten zu besetzen – für die Nationaluniversität wurden zehntausend (!) Soldaten aufgebaut – usw. Dabei wurde natürlich subversives kommunistisches Material „gefunden“, das es der Regierung ermöglichte, das alte Lied von einer internationalen roten Verschwörung anzustellen. Angebliche Aggressionsakte gegen die Ordnungseinheiten wurden als Rechtfertigung dafür genommen, die große Studentenversammlung auf dem „Platz der drei Kulturen“ mit Maschinengewehren zu beschließen, mit Panzern in die Versammlung hineinzufahren, wobei mehr als 40 Studenten ums Leben kamen.

Nicht ohne Erfolg – zumindest unter der Landbevölkerung – wurde eine Pamphletkampagne betrieben; Ergebnis: in Cuernavaca, einem traditionsreichen Städtchen nahe Mexiko-Stadt, wurden fünf Studenten gehängt. Das muß man sagen, um die Situation real einschätzen zu können, die sich für eine Militärdiktatur anzubieten schien. Die Auseinandersetzungen insgesamt führten entgegen den Regierungsabsichten zu einer beachtlichen Entwicklung des politischen Bewußtseins der Öffentlichkeit.

Bemerkenswert ist auch der Zusammenhalt innerhalb der Universität: Als der Rektor der Nationaluniversität Mexiko schon bereit war, sich dem Druck der Regierung zu beugen, die seinen Rücktritt verlangte, erhielt er dort massive Unterstützung auch seitens der Professoren, daß er im Gegenteil als Repräsentant der Universität von der Regierung den Abzug der Truppen forderte.

UZ: Tatsache ist doch aber, daß die Studenten bisher kaum praktische Erfolge erungen haben – ihre Forderungen sind nicht erfüllt, nicht einmal ihre verhafteten Kommilitonen wurden freigelassen. Worin sehen Sie die Ursachen?

Prof. Schnelle: Es zeigte sich auch in Mexiko eine Grundschwäche der latein-

amerikanischen studentischen Bewegung überhaupt. Viele Studenten hielten die Durchsetzung demokratischer Veränderungen ausschließlich über eine revolutionäre Veränderung der Gesellschaft insgesamt für möglich. Aber für diese revolutionäre Veränderung liegt natürlich ebenfalls kein Programm vor. Hier tritt das Problem des Anarchismus sehr deutlich hervor, die Linie, die von Bakunin bis Cohn-Bandit reicht. Auf dieser Basis haben es auch die mexikanischen Studenten unterlassen, ihre Bewegung zu disziplinieren, d. h. auf eine konkrete Diskussion konkreter Forderungen mit der Regierung zu bestehen. Die Regierung konnte also leicht die Öffentlichkeit irreführen. Sie behauptete – und brauchte gar nicht allzu sehr zu übertreiben –, daß es keine klare Formulierung dessen gibt, was die Studenten wollen. Präsident Diaz Ordaz machte sich seinerseits zum Verfechter einer Erziehung- und Bildungsreform, ohne daß die Studenten diesen Regierungsvorschlag, in dem es vor allem abstrakt um Wissenschaftsinhalte geht, zum Anlaß nahmen, dem ein klares wissenschafts- und hochschulpolitisches Programm in der Öffentlichkeit entgegenzusetzen. Sie machten es damit der Regierung leicht, die Studenten gegen die Öffentlichkeit gegenüber, in denen für eine wirkliche revolutionäre Umwälzung keine Voraussetzungen bestehen, als Anhänger einer „Philosophie der Zerstörung“ zu disqualifizieren.

Bei den Gesprächen in Medollin sind eine Menge wichtiger und auch richtiger Probleme aufgeworfen worden, aber sobald es um den Weg zur Durchsetzung der richtig erkannten Aufgaben geht, scheiden sich die Geister.

Nehmen wir ein entscheidendes Problem dieses Treffens: Man fordert, daß die Universitäten direkt in Beziehung stehen müssen zu den ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen des jeweiligen Landes. Die Studenten verlangen eine radikale Veränderung der Methoden und des Systems der Erziehung, sie verlangen eine Abkehr von irgendwelchen außerzeitlichen Werten zugunsten der konkreten gesellschaftlichen Problematik. Sie fordern, Schluß zu machen mit der Praxis, daß Leute mit guten Beziehungen oder irgendwelchen anderen Verdiensten – z. B. aus dem Staatsdienst – dafür mit einer Professur belohnt werden, ohne daß sie wissenschaftlich ausgewiesen sind. Die Professoren sind nach Meinung der Studen-

ten dazu berufen, neue Modelle einer neuen wissenschaftlichen Perspektive zu entwickeln. Das ist zugleich eine Aufforderung an die Studenten selbst, sich um das Auffinden neuer Kriterien für die Wissenschaft zu bemühen. In diesem Zusammenhang zeigte man in einem Rundtischgespräch großes Interesse für die Erfahrungen der DDR, insbesondere für den Inhalt der Hochschulreform.

Als ein wichtiges Problem erwies sich die Notwendigkeit des Kampfes vor allem gegen religiöse, soziale oder politische Vorurteile, durch die ganze Bereiche der Wissenschaft aus dem Blickfeld ausgelammert werden. Man plädiert auch für wissenschaftliche Gemeinschaftsarbeiten, für einen kontinuierlichen Meinungsaustausch der Spezialisten im nationalen Maßstab. Man kämpft gegen die Zersplitterung des lateinamerikanischen Hochschulwesens, wo es ja mehr konfessionelle und private als staatliche Universitäten gibt.

All das ist zugleich ein Kampf gegen das immer stärkere Eindringen des US-Imperialismus. Gerade die großen Nationaluniversitäten sind auf Grund ihres aufstrebenden wissenschaftlichen Aufbaus auf Unterstützung von außen angewiesen. Da der Staat im allgemeinen die Bedeutung der Wissenschaft nur ungenügend im Blick hat, fällt es z. B. der Ford-Foundation gar nicht allzu schwer, diesen großen Nationaluniversitäten ihre Hilfe fast aufzuzwingen. Jede Anleihe verpflichtet die Universität, aber der Stiftung ein bis ins letzte detailierte Programm vorzulegen, was gefordert wird, was gelehrt wird, wozu das Geld verwendet wird. Welchen Einfluß der US-Imperialismus dadurch gewinnt – auch auf die Verwaltung und die geistige Führung der Universität –, liegt auf der Hand. Und er nutzt ihn auch oft genug ganz unvernünftig, indem er z. B. eben Programmänderungen verlangt.

Doch zurück zu den Studenten. Auf diesem Treffen in Medollin wurde auch eindeutig festgestellt, daß man nicht davon ausgehen dürfte, daß die Bestrebungen der Universitäten schon die des Volkes seien, sondern daß umgekehrt die Universität die Interessen der Nation, des Volkes zu ihren eigenen machen müsse. In der praktischen Arbeit aber ist es noch nicht gelungen, daraus die richtigen Schlußfolgerungen zu ziehen. Vielmehr werden dann immer starke demagogische Bestrebungen spürbar, die zu beweisen suchen, daß man mit Reformvorschlägen gar nichts erreichen könne, daß nur die „lucha armada“, der bewaffnete Kampf eine Veränderung der Verhältnisse herbeiführen vermögen.

Diese offenbar praktisch entscheidenden Kräfte zeigen wenig Lust, echte Beziehungen zu ihrer gesellschaftlichen Situation zu finden, die sie in keiner Weise analysieren können, und andererseits sich wirklich ernsthaft mit den tatsächlichen Problemen der Universität zu befassen. Das ist ein Ausweichen vor den Problemen der Universität und – indem man gesellschaftliche Entwicklungsfelder mit einem ausgesprochenen Aktivismus überspringen will – eine Flucht vor der Geschichte. Die Krone dieses maoistischen Auftretens ist der damit verbundene Führungsanspruch, den die Studenten für sich ableiten suchen. Mexiko ist nur ein Beispiel dafür, wie dieses Verkennen der tatsächlichen Lage den realen Zielen schadet.

UZ: Es ergibt sich die Frage, wie das Verhältnis der Arbeiterparteien zur studentischen Bewegung aussieht.

Prof. Schnelle: Es sieht derzeit eine umfassende, gründliche Einschätzung dieser Bewegung auf der Tagesordnung, um schließlich die führende Rolle der Arbeiterklasse, ihre echten Anliegen in der Studentenschaft durchzusetzen. Es kommt darauf an, aus einer exakten Analyse Schlußfolgerungen für die Arbeit der kommunistischen und Arbeiterparteien unter den Studenten zu ziehen, um auf diesem Wege auch der Zersplitterung der linken fortschrittlichen Kräfte an den Universitäten entgegenzuwirken. Diese Zersplitterung ist es offenbar vor allem, die verhindert, daß die zahlreichen guten Gedanken und die bisherigen Opfer wirklich massenwirksam werden.

Slawisten als Gäste in Freundesland

Der Ärger darüber, daß die Reise nach Kiew mit einer dreistündigen Wartezeit mitten in der Nacht auf dem Berliner Ostbahnhof begann, war schon in Brest beim Grenzübergang in die Sowjetunion vergessen. Auf der Rückreise aber, drei Wochen später, haben wir nur noch darüber gelächelt, daß solch eine Kleinigkeit einige von uns aus der Ruhe bringen konnte; denn hinter uns lagen Tage voller reicher und unvergesslicher Erlebnisse. Und vor die Wahl gestellt, hätte jeder noch einmal einige Stunden auf einen Zug gewartet, um ein zweites Mal dabei zu sein.

Die Zeit nannte sich recht prosaisch „Praktikum“. Als solches war alles geplant und vorbereitet. Es wurde aber viel mehr: unmittelbares und persönliches Erleben dessen, was wir bisher aus der Zeitung, aus Büchern und Unterricht über die deutsch-sowjetische Freundschaft gehört

hatten. Und da begreift man an Ort und Stelle in drei Wochen manches, was vorher als Theorie viel schwerer zu verstehen war.

Daß alles so kam, danken wir den Freunden der Kiewer Schewtschenko-Universität, die all unsere Blüten berücksichtigten und uns trotz mancherlei Schwierigkeiten sogar einen Aufenthalt auf der Krim ermöglichten. Wo wir auf Exkursionen nach Bachtchisarai und Jalta großartige Eindrücke gewannen. Daß uns dabei das Wetter manch argen Streich spielte, ist wahrhaftig nicht die Schuld der Gastgeber. Im übrigen lernten wir dadurch das Schwarze Meer von einer Seite kennen. Über die mancher Urlaubern nur aus Büchern weißt: mit orkanartigem Sturm und haushohen Wellen.

Für Kiew hatten wir den Auftrag, die Möglichkeiten für einige Stunden Sprachunterricht und Vorlesungen zu überprü-

fen. Zu dieser Überprüfung kam es gar nicht! – Man legte uns nämlich ein genaues Unterrichtsprogramm für unseren Aufenthalt vor, und die besten Lektoren der Vorbereitungsfakultät übernahmen seine Realisierung.

Das Schewtschenko-Museum besichtigten wir, obwohl es zu dieser Zeit wegen Reparaturen für den Publikumsverkehr geschlossen war. Auf unsere diesbezügliche Frage hatten wir fünf Minuten später die Ausnahmegenehmigung in der Hand. Tief beeindruckt es uns, mit welcher Liebe und Verehrung das Erbe des großen ukrainischen Dichters gepflegt wird.

Als wir gelegentlich darauf zu sprechen kamen, daß Gorkis „Nachtmyr“ zwar im Schauspielhaus gespielt werde, aber leider ausverkauft sei, dauerte es keine Stunde, bis wir 19 Eintrittskarten erhielten. Man hatte „stille Reserven“ erschlossen und einige Stühle zusätzlich für uns in den Zuschauerraum gestellt.

Zum besonderen Erlebnis wurde der Tag der Republik. Schon längst war der Ablauf besprochen worden. Und dann gab es noch im letzten Augenblick eine Änderung des Protokolls. Als wir nämlich zur Kranzniederlegung zum Ehrenmal fahren wollten, erfuhr wir, daß vorher noch

eine kurze Zusammenkunft mit einigen sowjetischen Genossen stattfinden werde. Wir betraten den dafür vorgesehenen Raum. Und wer beschreibt unser Erstaunen! Weißgedeckte Tische mit Blumenschmuck, Sekt, Schalen mit Obst! Genosse Lasnja setzte sich ans Klavier, – es erklangen unsere und die sowjetische Nationalhymne. Wer kann es uns verdenken, daß einigen die Tränen in die Augen traten? In herzlichen Worten gedachten wir des Tages und seiner Befestigung, stellten auf das Wohl der Republik und unsere Freundschaft an und schickten Grüße in die Heimat.

Mit umso herzlicheren Gefühlen der Verbundenheit und Freundschaft legten wir um Ehrenmal des unbekanntenen Soldaten unsere Blumen nieder – zu Ehren jener Helden, die ihr Leben für die Befreiung ihres Landes und für eine glückliche Zukunft unserer Heimat gaben.

Nach einer herzlichen Begegnung im Klub der Freunde der DDR waren wir schließlich Gäste des Festakts, den Partei und Regierung der Ukraine zu Ehren des 19. Geburtstages unserer Republik gaben. Im Konservatorium saßen wir Studenten aus der DDR als Ehrgäste auf den ersten Reihen und hörten, mit welcher Hochach-

tung und welch freundschaftlichen Gedanken Parteifunktionär und Staatsmann, Arbeiter und Jugendliche über unsere Heimat sprachen. Im anschließenden Konzert, das von hervorragenden Künstlern gestaltet wurde, fühlten wir uns als Geburtsbürger und waren stolz, Bürger dieses geachteten Staates zu sein, der in enger Freundschaft auch mit diesen prächtigen Menschen in Kiew verbunden ist.

Zahllose persönliche Begegnungen, die wir in dieser Zeit hatten, konnten nur immer wieder diese Verbundenheit bestätigen. Ob wir mit Wissenschaftlern, Studenten, Arbeitern oder anderen, uns persönlich völlig fremden Menschen zusammentrafen – überall spürten wir die Anteilnahme an der Entwicklung der DDR, das Bestreben, uns Bürgern der DDR die Tage unseres Aufenthaltes in der Hauptstadt der Ukraine so schön wie möglich zu machen. Dafür danken wir unseren sowjetischen Betreuern besonders herzlich! Wir hoffen auf ein Wiedersehen, dann vielleicht in Leipzig, damit wir sie unsere Heimat so erleben lassen können, wie wir die ihre, das wunderschöne Kiew, erleben.

Heinrich Glöckner